



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

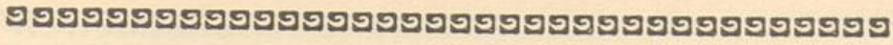
Deutsche Dichter-Abende

Loewenberg, Jakob

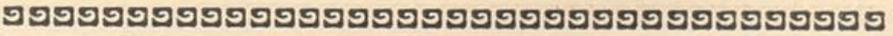
Hamburg, 1904

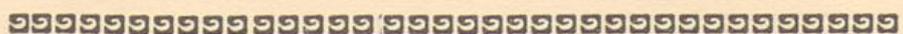
Annette von Droste-Hülshoff (1893)

urn:nbn:de:hbz:466:1-33653



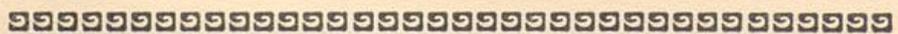
Annette von Droste-Hülshoff

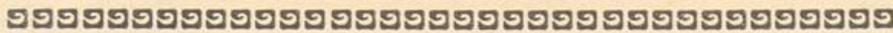




Literatur:

Annette von Drostes gesammelte Schriften, herausgeg. von Levin
Schücking. Stuttgart: J. G. Cotta, 1878.
Levin Schücking: Annette von Droste. Hannover, 1862.





In das Land der roten Erde möcht' ich Sie heute führen; aber nicht dorthin, wo in duftig blauer Ferne die Höhen des Teutoburger Waldes sich erstrecken, nicht dorthin, wo „der Märker das Eisen rekt“ und von den tannenumkränzten Bergen muntre Quellen rauschen, nein, zu dem andern nordwestlichen Teile Westfalens, ins Bistum Münster.

„Eine trostlose Gegend, unabsehbare Sandflächen, nur am Horizonte hier und dort von kleinen Waldungen und einzelnen Baumgruppen unterbrochen. Die von Seewinden geschwängerte Luft scheint nur im Schlafe aufzuzucken. Bei jedem Hauche geht ein zartes, dem Rauschen der Fichten ähnliches Geriesel über die Fläche und säet den Sandkies in glühenden Streifen bis an die nächste Düne, wo der Hirt in halb somnambuler Beschaulichkeit seine Socken strickt. Sein hellblondes Haar, die geisterhaften Blicke der wasserblauen Augen und eine blasser, überzarte Gesichtsfarbe kennzeichnen ihn als einen Vorkieker, einen Vorschauer, der ein bis zum deutlichen Sehen und Hören gesteigertes Ahnungsvermögen, das ‚zweite Gesicht‘ der Hochschotten, besitzt, ein Schauen in die Zukunft, ein unwillkürliches Voraussehen der kommenden Dinge, eine verhängnisvolle Gabe, an die alle Eingeborenen glauben. Sein Hund hat sich an ihn gedrängt, die Heidschnucken weiden um ihn her. Schwärme badender Krähen liegen über den Pfad, aus den einzelnen Wachholderbüschen dringt das klagende, mövenartige Geschrill

der jungen Kiebitze. Dann nach etwa jeder Meile eine Hütte, vor deren Tür ein paar Kinder sich im Sande wälzen und Käfer fangen oder mit versteinerten Muscheln und Seeigeln spielen. So geht's meilenweit; in jungfräulicher Einsamkeit liegt die Gegend da, in einer weichen, traumhaften Beleuchtung, in der sich die Flügel der Phantasie unwillkürlich entfalten."

Aber weiterhin locken freundlichere Bilder, häufigere und frischere Baumgruppen begrüßen uns, zwischen Wallhecken und Wassergräben breiten sich fruchtbare Felder und saftige Kämpfe, mit duftigen Blumen übersät, von Libellen und bunten Schmetterlingen umgaukelt und durchklungen von Lerchensang und Nachtigallenschlag. Hier und da „ragt aus schattigen Gehegen ein schimmerndes Schloß" hervor, und fern im Hintergrunde erheben sich die Türme der Dome der alten Landeshauptstadt Münster. Hinter einem kleinen Gehölz führt eine Eichenallee an ein hohes hölzernes Gittertor, das den Übergang über einen Graben abschließt. Dahinter erstreckt sich ein Bau nach Art des sächsischen Bauernhauses, nur größer und massiver. Es ist der Edelsitz „Ruschhaus".

In dem kleinen nach Westen liegenden Zimmer des Zwischengeschosses sitzt ein schlankes Mädchen, das Gesicht so durchgeistigt, die Wange so bleich, die Gestalt so zart und leicht, daß sie wie ein Märchengebilde erscheint. Der Kopf ist etwas vornüber gebeugt, wie eine zarte Pflanze, die die schwere Frucht niederzieht, eine Fülle hellblonden Haares umgibt die auffallend hohe, breite Stirn, unter der ein Paar eigentümlich gebildete, scharfblickende blaue Augen hervorlugen. „Ihre nicht regelmäßigen, aber scharfgeschnittenen Züge haben etwas höchst Adeliges und können sich bis zum Ausdruck einer Seherin steigern. Bei der kleinsten Erregung fliegt über das sonst so bleiche Gesicht eine leichte Röte, die unglaublich schnell kommt, geht und wiederkehrt wie das Aufzucken eines Nordlichts über den Winterhimmel." Sie steht ans Fenster gelehnt, durch welches

die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen wirft. Schwalben und Finken flattern zutraulich dicht an sie heran, und unten im Garten stehen flachsköpfige kleine Buben und Mädchen aus den nächsten Kotten in ihren plumpen Holzschuhen und rufen hinauf: „Frölen, Frölen, vertellen!“ — Und Annette erzählt eine wunderhübsche Geschichte.

Ja, das war sie, Annette von Drofte-Hülshoff, Deutschlands größte Dichterin — wenn nicht die größte überhaupt. So hat uns Levin Schücking von ihr berichtet — so hat sie selbst in ihren „Bildern aus Westfalen“, in ihrem Novellenfragment: „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ ihre Heimat, in der inzwischen vieles anders geworden, und sich selber geschildert. Das ist der Boden, in dem sie mit allen ihren Fasern wurzelte, aus dem sie in ihrer kräftigen, wundervollen Eigenart emporgewachsen. Es gibt Dichter, große und kleine, die sozusagen heimatsfrei sind, denen kaum eine Spur anhaftet von der Scholle, auf der sie geboren, wenngleich natürlich Land und Volk ihr Wesen mitbestimmen. Einen Lessing, einen Schiller, einen Bürger können wir uns überall in Deutschland geboren denken, aber schon einen Heine halten feste Bande an den Rhein, ein Umland kann sich nicht vom Boden Schwabens lösen, und eine Annette von Drofte liegt ganz im Banne ihrer Heimat.

Nicht, als ob sie mit diesen Anlagen anderswo geboren und in anderen Verhältnissen aufgewachsen, nicht auch eine große Dichterin geworden wäre, aber sie wäre eine andre, wäre nicht diese geworden — oder vielmehr, sie hätte anderswo mit diesen eigentümlichen Anlagen überhaupt nicht begabt werden können. Wie unter besonders günstigen Verhältnissen einmal ein Wald einen besonders stattlichen Baum, ein Weinberg eine besonders köstliche Traube hervorbringt, so verkörpert sich zuweilen, unter dem Segen einer glücklichen Stunde, in einer Gestalt die Kraft und Eigenart eines ganzen Landes und Volkes oder eines Gaus und eines Stammes. Da erscheint jede Fähigkeit geweckt, jede Kraft gesteigert, jedes Gefühl ver-

edelt, so daß der einzelne ihm Zugehörnde erkennt: du bist zwar ein Höheres, Größeres, aber ich bin doch ein Teil von deinem Selbst.

So finden wir in Annette von Droste die Züge ihrer Heimat, ihres Stammes wieder, aber sie sind geläutert in der Glut einer Dichterseele. Dieses dämmernde Hinträumen, dieses fast pflanzenhafte Verwachsensein mit dem väterlichen Boden ist zum tiefsten Naturgefühl geworden, die ererbte denkträge Frömmigkeit zum innigen religiösen Empfinden, das zähe fast bornierte Festhalten am Hergebrachten zum kräftigen Selbstbewußtsein, und das blöde Vorschauen in die Zukunft zum gestaltungsvollen Dichtertraume.

Der Lerche gleich hat sie ihr Nest in der sichern Hut des Heimatgrundes, aber sie selber hebt sich mit freiem Flügelschlage empor und singt sich dem jungen Tag entgegen. Lauschen wir ihren Liedern!

Sie sind mannigfaltigster Art: vom einfachen Stimmungslied bis zur erschütternden Ballade stehen ihr alle Töne zu Gebote. In ihren Naturbildern liegt eine wunderbare Kraft der Anschauung und Gestaltung. Frisch und lebendig tritt jedes Bild vor unser Auge und prägt sich der Seele ein. Ein Wort, ein Vergleich, und wir sehen nicht bloß mit der Dichterin, wir fühlen, wir erleben mit ihr. Das ist nicht nur ein Schauen und Aufzählen der Dinge in der Landschaft, wie wir's bei so manchen Dichterlingen finden, da ist alles voll innerer Handlung und Bewegung.

„Süße Ruh', süßer Taumel im Gras,
 Von des Krautes Arom umhaucht,
 Tiefe Glut, tief, tiefstrunkne Glut,
 Wenn die Wolk' am Azur verhaucht,
 Wenn aufs müde, schwimmende Haupt
 Süßes Lachen gaukelt herab,
 Liebe Stimme säufelt und träubt
 Wie die Lindenblüt' auf ein Grab.“

So singt sie in dem Gedicht „Im Grase“. Und wie anschaulich klar zaubert sie gleich mit der Eingangstrophe das „Haus in der Heide“ vor unser Auge:

„Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,
Die strohgedeckte Hütte,
Recht wie im Nest der Vogel duckt,
Aus dunkler Föhren Mitte.“

Das setzt sofort die Seele in mitschwingende Bewegung. Und wenn weiter und weiter uns jede Einzelheit geschildert ist, da drängt sich uns zum Schluß von selber die Frage auf, die wie ein goldner Rahmen das ganze Bild zusammenhält — nein, die wie ein schimmerndes Licht das dämmerumwobene Häuschen von innen erleuchtet:

„Ist etwa hier im Stall vielleicht
Christkindlein heut geboren?“

Sie hat als eine der ersten unter den deutschen Dichtern uns die Schönheit der Heide erschlossen; ihr feines Auge entdeckte die Herrlichkeit, die andern verborgen geblieben, ihr Auge und ihr Herz; denn in jedem Lied, das sie uns singt, schwingt leise ein Ton mit, der aus tiefstem Herzen quillt, in jeder Nebelwolke leuchtet der farbige Bogen, das Gemüt, die Iris der Seele, wie sie's selber nennt.

Dieses tiefe, dieses echt weiblich tiefe Gemüt spricht vor allem aus den Liedern, die Züge aus dem Familienleben besingen. Sie selber hatte das hohe Glück genossen, in dem Kreise einer Familie aufzuwachsen, wie sie sie uns mit so lieblichem, schalkhaftem Reiz in dem schon erwähnten Fragment „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ geschildert hat. Die Mutter, deren Brüder, die Freiherren von Harthausen, hochbegabte Männer waren, die mit den Romantikern, den Brüdern Grimm, den Boissereés, in enger Verbindung standen, war eine feingebildete, tiefempfindende Frau; der Vater ein Gemisch von Landedelmann und Gelehrten. „Er ist ein leidenschaftlicher Zeitungsleser und Geschichtsfreund und liebt das gedruckte

Blutvergießen . . ." Sonst hat der Herr auch noch viele Liebhabereien, er ist Ornithologe und ein gründlicher Botanikus, der, eine Art unschuldigen Hexenmeisters, gern neue Pflanzenarten hervorbringen möchte. Seine reiche innere Poesie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten, und auch er blättert noch gern in dem alten Erb- und Zauberbuch: Liber mirabilis, worin die wundersamsten Rezepte stehen, wie Quellen mit der Wünschelrute zu finden, Hecktaler anzufertigen oder sich unsichtbar zu machen, wozu denn ein biederer Ahnherr am Rande bemerkte: „Hab' ich probiert, is mich aber nicht geglückt . . .“

„Überhaupt kommt mir diese Familie vor wie die Scholastiker des Mittelalters mit ihrem rastlosen gründlichen Fleiße und bodenlosen Dämmerungen. Alles bildet an sich und lernt bis in die grauen Haare hinein, und alles glaubt an Hexen, Gespenster und den ewigen Juden.“

Mit innigster Liebe hängt sie an diesem Elternpaar, an der ältern Schwester, an den beiden Brüdern, mit denen sie zusammen unterrichtet wurde, auch in Latein und in anderen Wissenschaften. Ihre ganze innige Liebe zum Vater jubelt sich in dem Gedicht „Das vierzehnjährige Herz“ aus, und etwas so Einfaches, Alltägliches wie das Erwarten eines „Briefes aus der Heimat“ wird, in die Glut dieser tiefen, heißen Liebe getaucht, zum erschütternden Ereignis. Wir warten und bangen mit ihr, wir sorgen und quälen uns, bis auch wir zuletzt aufjauchzen: „Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!“ — In „Meine Toten“, „Silvesterabend“, „An meine Mutter“ strömt dasselbe tiefinnige Familiengefühl uns entgegen, und auch die Balladen „Eine beschränkte Frau“, „Die Schwestern“, „Der Mutter Wiederkehr“ sind aus demselben Boden erwachsen.

Das tiefe Gemüt, das warme, innige Empfinden stempelt auch ihre religiösen Lieder — nicht nur die einzelnen in den Gedichten, sondern auch den ganzen Zyklus „Das geistige Jahr“ zu echten Dichtungen. Frömmigkeit versteht sich beim

westfälischen katholischen Landedelmann von selber. Sind drei Söhne da, so erbt einer das Gut, einer zieht des Königs Rock an und einer wird Priester. Daß Annette als ein gar frommes Fräulein heranwuchs, ist klar; aber ihr scharfer, zum Denken und Kritisieren angelegter Geist konnte auf die Dauer nicht alles so hinnehmen, wie es ihr geboten wurde. Da fing sie denn an zu forschen und zu prüfen, und da mochte es ihr gehen, wie ihren lieben Landsleuten, den Münsteranern, die jüngsthin fanden, daß ihr hoher, stattlicher Lambertiturm, an dem oben als Zeugen einer frommen Zeit die Käfige der Wiedertäufer hingen, ganz schief stehe und umzustürzen drohe. Und da wurde denn sorglich ein Stein nach dem andern abgetragen bis ins Fundament hinein. Und so tat sie auch. — Aber da ward ihr schauerlich zumute, wie öde alles ringsum! Es war doch ein gar schöner Bau gewesen, und es ließ sich wohl andächtig zu ihm hinaufblicken. Und nun machte sie es wieder wie ihre Landsleute und baute auf, einen Stein nach dem andern, bis zur Spitze hinauf, hing auch die Käfige wieder daran, und da stand er nun wieder, zum Himmelweisend, ein stolzer, mächtiger Bau, derselbe und doch ein anderer, grader, festgegründeter, errichtet unter all den Mühen des Kampfes, den Qualen des Zweifels.

Und es müssen schwere Kämpfe gewesen sein, es zittert ein Klang in diesen Gedichten, wie von Glocken, die zum Sturm gerufen haben. „Man kann erschauernd zurückbeben vor diesem Raffinement der religiösen Innigkeit, wie Levin Schücking es treffend bezeichnet, und doch ist in vielen derselben eine erhabene Kraft und eine hinreißende Glut, welche die Dichterin wie eine Sibylle erscheinen läßt, die vor uns tritt, als ob sie eben aus den Hallen niederstiege, in welchen die Psalmenharfe des königlichen Büßers ertönt.“

Dieses in sich gekehrte, grübelnde, religiös empfindsame Gemüt fühlte sich besonders stark nach der Nachtseite des Menschendaseins hingezogen, nach dem Wunderbaren, Rätsel-

haften, nach den Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsre Schulweisheit nichts träumen läßt. Die Eigenart der umgebenden Landschaft, das Einsame, Weltabgeschiedene, die Eigenart ihres Stammes, das Stille, Träumerische wiesen sie schon darauf hin, aber es ward noch verstärkt durch den angeborenen Zug ihrer Seele. Mit gewaltiger Kraft weiß sie daher das Dämonische, Gespenstische, Zauberhafte in der Natur und im Menschenleben darzustellen. „Der Knabe im Moor“ ist solch ein Nachtstück eigener Art, in dem vereint mit dem Grausigen der Landschaft all die Graungestalten der Volks Sage und des Volksaberglaubens den armen von der Schule heimkehrenden Knaben erschrecken, bis er endlich festen Grund fühlt und vom heimatischen Herde her die Lampe flimmert. Im „Fundator“, „Der Graue“, „Vorgeschichte“, „Das Fräulein von Rodenschild“ bildet jene eigentümliche Gabe des Vorschauens, die ich schon eingangs erwähnte, den Untergrund der Begebenheit.

Diese Gedichte bilden einen Teil der Balladen, in denen Annette von Drostes Talent mit den Meistern dieser Dichtungsart um die Palme ringt. Die Begebenheit an sich ist gewöhnlich eine höchst einfache, aber eine hinreißende Kraft der Darstellung, eine Treffsicherheit und Knappheit des Ausdruckes, eine tiefe Seelenkunde ist ihnen allen eigen. Vor allen andern möchte ich den „Geierpiff“, „Vergeltung“ und den „Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln“ in dieser Beziehung nennen.

Den Stoff des letztern bildet ein Ereignis, das in der Geschichte des Mittelalters ein gewöhnliches zu nennen ist. Der mächtige Erzbischof von Köln hat seinen Neffen, den Grafen Isenburg, tief gekränkt. Der Graf lauert ihm im Walde auf, erschlägt ihn und büßt sein Vergehen auf dem Rade.

„Am Eichenstamm im Überwind
Um einen Ast den Arm geschlungen
Der Isenburger steht und sinnt
Und naget an Erinnerungen.“

Wie's in ihm kocht und gährt, das wird uns an einem Kleinen, Äußerlichen gezeigt. Sein Genosse Rinkerad erinnert ihn an die Schmach, die er geduldet — der Iſenburger ſcheint nicht zu hören; er erinnert ihn an den Hohn, den er erfahren — der Iſenburger biegt an dem Aſte; er führt ihm die Schande vor, die man ihm angetan —

„da krachend bricht der Aſt entzwei
und wirbelt in des Sturmes Wehen.“

An ſolchen ſcheinbar unbedeutenden Zügen, die uns ein ganzes Innenleben aufdecken, ſind ihre Dichtungen reich.

Auch für größere, umfangreichere Stoffe reicht die Kraft der Dichterin hin. Ihre Proſaerzählung „Die Judenbuche“ iſt in ihrer ſchmuckloſen Einfachheit tief ergreifend. Im „Hospiz von St. Bernhard“ ſchildert ſie die erhabene Schönheit, den graufigen Schrecken der Alpenwelt ſo klar und anſchaulich wie die heimatliche Heide, und in der „Schlacht im Loener Bruch“ geht ſie an ein Wagnis, wie's wohl ſelten oder nie eine Frau unternommen. Sie ſchildert eine Episode aus dem 30jährigen Krieg, die Niederlage, die der tolle Chriſtian von Braunschweig bei Stadtloen von Tilly erlitt. In knappen vierfüßigen gereimten Jamben führt ſie uns die Helden, die beiden feindlichen Heere, den Kampf und die Flucht ſo lebenswahr, ſo anſchaulich und lebendig vor, daß ſich uns die ganze Zeit mit all ihrer Grausamkeit, ihrem Haß, ihrer Henkersroheit, ihrem Blutvergießen und ihrer Tapferkeit widerſpiegelt, die Zeit,

„da ach! um Lehren liebereich
Gefochten ward den Wölfen gleich.“ —

So ſind Annette von Droſtes Dichtungen durch ein inniges, beſeelendes Naturgefühl, durch Tiefe der Gedanken und durch eine markige, kraftvolle Darſtellung ausgezeichnet, die es ganz vergeſſen laſſen, daß eine Frau dieſe Poesien geſchaffen. Da iſt nichts Sentimentales, Weiches, Verſchwommenes; nur hin und wieder verrät ein leichtes Zurückbeben, eine Keuſche der Empfindung, die vor ſich ſelber erſchrickt, das zarte Frauengemüt.

Ein Feind jeder Phrase und jeden Schwulstes, sucht sie die Wahrheit überall und fürchtet sich nicht, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Sie ist so im Gegensatz zu ihren romantischen Zeitgenossen eine wahrhaft realistische Dichterin. Wie sorgsam sie auch an ihren Gedichten feilte, so konnte sie sich daher doch nie entschließen, solche Wörter und Stellen, die ihr als der knappste, bezeichnendste Ausdruck dessen galten, was sie sagen wollte, auszumerzen oder zu ändern. Durch dergleichen Stellen, durch manche altertümliche, dialektische Ausdrücke, durch eine gewisse Vorliebe, gerade über die entscheidende Wendung kurz hinwegzugehen, kommt in ihre Gedichte zuweilen etwas Dunkles, Befremdendes. Wohlwollende Freunde hatten sie darauf aufmerksam gemacht und sie zum Verbessern veranlassen wollen; sie aber mochte wohl befürchten, es möchte ihrem Pegasus gehen, wie dem muntern Rößlein, das in dem Gedicht „Das Eselein“ von einem edlen Jüngling so prächtig kuriert wird, daß ihm eben vom Rosse nichts mehr anhaftet. So ließ sie's denn stehen, wie's stand. Dieses Befremdende in den Gedichten ist auch niemals Verworrenheit. Man braucht sie nur ein zweites Mal zu lesen, man braucht nur mitgehen zu wollen, und die ganze Fülle ihrer Schönheit wird sich uns leuchtend erschließen. Freilich — um sie als süße Speise nach dem Diner oder beim ästhetischen Tee genießen zu wollen, dafür sind sie zu kernig, zu hartbackig.

Wegen dieser Mitarbeit, die sie erfordern, und vielleicht auch, weil sie keine Liebesgedichte gemacht hat, dauerte es lange, bis ihre Gedichte recht gewürdigt und bekannt wurden. Ja, diese seltsame Frau hat kein einziges Liebesgedicht gemacht. Hat sie sie nicht anempfinden wollen, oder hat sie ihre tiefste Neigung frauenhaft keusch verborgen gehalten? Aber Humor besitzt sie, neben so vielen anderen Gaben; man lese nur „Die Steckenpferde“, „Des Dichters Naturgefühl“ und das tief sinnige: „Mergelgrube“. Humor besitzt sie, diese seltene, seltsame Frau, und in allen ihren Gedichten findet sich, was die Seele ihres

sterbenden Generals im Todeskampf erlöst — ein Tropfen Menschlichkeit.

Ihr Leben floß schlicht und einfach dahin. Am 10. Januar 1797 ward sie auf dem elterlichen Schlosse Hülshoff geboren. Nach dem Tode ihres Vaters zog sie auf „Ruschhaus“, den Witwensitz der Mutter, den sie nur verließ, um einen längeren Aufenthalt am Rhein und später am Bodensee zu nehmen, wo sie auf dem Gute ihres Schwagers, des berühmten Germanisten Joseph von Laßberg, am 24. Mai 1848 starb. Sie war immer von zarter, schwächlicher Gesundheit gewesen, so wie sie das Fräulein Sophie in dem schon erwähnten Novellenfragment geschildert hat: „Man mußte an ein Gebilde der Romantik,“ sagt ihr Landsmann Levin Schücking von ihr, „an eine Wasserfei oder Nixe denken bei dieser jungen Mädchenerscheinung vom feinsten, zierlichsten Bau mit dem vorübergebeugten Haupt, der unerhört großen Stirn und den übergroßen blauen Augen mit ihrem feuchten Schimmer.“

In dem glücklichen Winter von 1841 auf 42, den sie mit ihm auf der Meeresburg am Bodensee verlebte, entstand ein großer Teil ihrer Gedichte. Sie erschienen, nachdem schon 1837 eine erste Ausgabe in Münster gedruckt war, gesammelt im Jahre 1844 bei Cotta.

Ein schlichtes, äußerlich einfaches Leben. Aber wie reich an innern Erlebnissen von jenen Tagen an, wo sie als kleines Kind in fieberhafte Aufregung geriet und Selbstgespräche begann, wenn sie sich in irgend ein Buch vertiefte, von jenem ersten Gedicht an, das sie, die Siebenjährige, in Goldpapier geschlagen hoch oben im Hahnenbalken unter der Wetterfahne verbarg — bis zu den „Lezten Gaben“, in denen ihre vollendete Meisterschaft sich ausprägt. Ihr dichterischer Beruf war ihr stets ein geheiligter, gottgeweihter gewesen, zu dem allein des Herzens innerste Nötigung sie trieb. Sie durfte es kühn von sich sagen:

„Was meinem Kreise mich enttrieb,
Der Kammer friedlichem Gelasse?

Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,
Ich eingebrochen am Parnasse.
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:
Bei der Geburt bin ich geladen,
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,
Und meine Macht von Gottes Gnaden."

